

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1994-1995)
Heft: 49

Artikel: Die verhassten Augen : Kurzgeschichte
Autor: Carmel, Ania
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die verhassten Augen

Von Ania Carmel *

Die Stimme, die vom unteren Ende der Treppe heraufsteigt, steckt alle Kraft in ihren Schrei.

– Daniel... Daniel.

Sie schreit und wird schreien, ohne dass ich antworte. Gellende, nervöse Stimme, die verwirrt. Meine Mutter.

Der Ton zieht sich in die Länge, «Daniiiiieel!», verstärkt sich beim dritten Ruf, ist beim vierten einer Nervenkrise nahe – zwei Ohrfeigen anstelle des fünften.

Die Wange ist rot. Meine Wange ist sich gewöhnt. Ich habe nicht geweint. Trocken haben meine Augen das mütterliche Gesicht fixiert. Ohne Hinterlist, ohne Auflehnung oder Beleidigung, mit Gleichgültigkeit haben sie sie nahen, langen Schrittes durch die Türe kommen, eine Hand heben sehen, die heftig niederging.

Die Stimme schreit dort weiter, ganz nahe bei meinem Ohr.

– Daniiiiieel!

Ich hasse meinen Vornamen, der nicht zu enden weiss, der sich auf seiner letzten Silbe selbst verhunzt und mich mit seiner Gewohnheit zu hinken quält.

Die Stimme. Meine Mutter. Mein Vorname. Drei Wörter, die mich formen und aus mir einen Tümpel von Gefühlen machen, ein Jucken des Verlangens, ein Strom von Träumen, eine alltägliche Hölle.

Dieses Wort «all-täg-lich», ich hasse es auch. Es gleicht mir zu sehr. Das Alltägliche heisst Madame Dubourg, meine Mutter, und wiederholt sich wie die Stimme, ohne sich abzunutzen.

«Du bist zu nichts gut und wirst nie zu etwas gut sein.»

Ich glaubte schliesslich daran. Seither stürzt sich die rote Hand auf mein Gesicht, ohne dass irgendeine Abwehr sie daran hindern würde.

Die Stimme stumpft sich in meinen Ohren ab, die Hand greift meinen Arm, die Türe des Dachbodens wird mit dem Schlüssel zugesperrt, der Schlüssel abgezogen. Zu meiner tiefen Betrübnis versinkt dieser in der Schürzentasche meiner Mutter. Der Dachboden ist mein Leben. Der Dachboden und sein alter Spiegel sind die einzigen Zeugen des wahren Daniel. Ich liebe den Spiegel, mein Abbild darin ist rein. Ich bin schön, blond mit grossen, grünen Augen und einem Mund für den Sommer, den Honig und das Lachen.

Der grosse Kristallglasspiegel im wurmstichigen Holzrahmen, den man in den Schatten der armseligen Wohnung verbannt hat, stirbt dort seit meiner Geburt. Mein Vater hatte ihn voller Freude mit seinen breiten Arbeiterhänden gebaut, damit sein zukünftiger Sohn sich darin bewundern könne.

Man hat ihn nie über meine Kommode gehängt. Ich kam ohne rechten Arm zur Welt, als Ausgleich dazu mit einem Feuermal, das meine Stirn überzieht.

Es lümmelt sich dort in seiner ganzen Widerlichkeit. Vom Haaransatz fliesst es langsam gegen die linke Augenbraue, erreicht sie, füllt sie mit seiner weinroten Farbe, läuft über und breitet sich bis zum Rand des Augenlids aus. Es hält dabei meinen Blick von dem der anderen ab. Niemand hat Zeit, festzustellen, dass ich klare und frische Augen habe. Sie sehen den Flecken, erröten, und ihr Blick verliert sich irgendwo auf meinem Pullover, meinen Schuhen oder in der Ferne.

Den Mangel an Körper, dort, wo mein rechter Arm hätte sein sollen, hätte man mir verziehen, doch der Flecken ist seit zehn Jahren mein Gefängnis.

Der Schlüssel versinkt noch tiefer in der Tasche meiner Mutter.

Mama?

Ein «sanftträumerischönes» Wort, das zensuriert wird, seit ich versucht habe, es auszusprechen. Meine Mutter heisst Héléne. Héléne, und nicht Mama. Mein Fleisch aus ihrem Fleisch, ja. Den gemeinsamen Namen, ja. Den gemeinsamen Wohnort, ja. Die Zärtlichkeit, das Vergnügen, beisammen zu sein, sich lachend zu verschwören, sich vor dem Zubettgehen zu küssen, unter demselben Schirm spazierenzugehen und miteinander zu reden, NEIN.

Mama?

Ich fürchte mich vor Héléne. Ich versuche, Héléne zu vergessen. Ich meide Héléne. Ich habe versucht, Mama zu finden, dafür opfere ich all meine Hoffnung, bis zu meinen Träumen, die noch nach ihr rufen.

Héléne hält mich, ich bin ihre Beute, sie wird mich zur Wendeltreppe zerrren, die ich fürchte. Das Haus, in dem ich lebe, ist wie das Bild dieser Treppe: gebohntert, sauber, kompliziert, eine Falle für Kinder. «Aufgepasst auf die Vase! Achtung, hinter dir!»

Héléne geht zu schnell, die Treppe ist zu eng. Ich werde hinfallen, ohne mich an ihren Rock klammern zu können. Überdies würde sie das hassen. Diese Finger, mit denen ich ihren Rockzipfel umschliessen würde, die sich auf dem dunklen, dichten Stoff zusammenziehen, die Halt suchen und Hilfe benötigen würden, würden sie anekeln. Sie liebt und pflegt nur das, was nicht danke sagen kann. Wie viele Male habe ich davon geträumt, zur Welt der Dinge zu gehören. Parkett oder Bild zu sein, damit mir das Lächeln von Mamas Augen bekannt wäre. Das Kleid zu sein, das sie schneidert, um es mit Stolz zu betrachten, sobald es fertig ist. Das durchsichtige Fenster zu sein, vor dem sie die Haare ordnet, eine ungestüme Locke des gedrehten Haarknotens sorgfältig wieder am Rand des Nackens plaziert, ein kleiner Wollknäuel, den ich nie aufgelöst gesehen habe.

Sie versteckt sich, meine Mutter. Sind ihre Haare sehr lang? Sind sie weich anzufassen? Sind sie an ihren Spitzen blonder als an den Wurzeln? Blond! Sie, die vorher so stolz auf ihre Haare gewesen ist, hasst sie, seit die Leute ihretwegen sagen: «Ihr kleiner Sohn ist genau so blond wie Sie.» Diese Ähnlichkeit, die uns verbindet, bringt sie derart aus der Fassung, dass sie mir verbietet, ihr beim Spaziergang mit weniger als fünf Meter Abstand zu folgen.

Nach meinem Sturz bin ich schnell wieder aufgestanden. Héléne hat mich losgelassen, und ich bin ihr in die Küche gefolgt. Es ist Mittag, Freitag, das Menu ist schon seit Generationen festgelegt: Fisch. Durch meine Schuld und meine Langsamkeit ist der Fisch verkocht. Ich habe die Mühe, die sich Héléne gemacht hat, um ihn zu kochen, zunichte gemacht. Kein Dessert!

«Schenk den Wein ein!» weist sie mich an.

Und ich fülle zwei Gläser: dasjenige meines Vaters und dasjenige von Héléne. die verhasste Farbe ergiesst sich in den Bauch des Glases, verwandelt alles in Violett, gleitet die Wand entlang, klammert sich ans Glas, quält es, verseucht es, erstickt es, verunstaltet es bis zu den Rändern, die zusammenfallen. Der Wein läuft über.

– Daniiiiiee!

Sie reisst mir die Flasche aus den Händen. Ich bin froh darum, denn der Wein lähmt mich. Mit ihm leidet mein Körper. Sie weiss es. Sie weiss, dass ich Angst habe, den Wein einzuschenken. Doch um mich zu erziehen, peinigt sie mich tagtäglich mit demselben Befehl.

«Schenk den Wein ein», sagt sie und beobachtet mich, die Arme über der Brust verschränkt. Und ich schenke den Wein ein. Er läuft beinahe immer über. Ich mache es nicht absichtlich.

– Wisch es auf!

Gewöhnlich macht es Héléne selber, mich wie einen Idioten behandelnd, aber heute erhalte ich den blauen Wischlappen in die Hand.

Héléne ist da, sieht mich von der Seite an. Ist das ein neuer Test?

Ich strengte mich an. Langsam schiebt sich meine mit der blauen Waffe ausgerüstete Hand vor. Ich zögere, halte an, ich führe meinen Vorstoss fort, denn ihr Blick, der Blick meiner Mutter, sitzt in meinem Nacken und zwingt mich, weiterzumachen. Der Lappen saugt sich violett voll, wischt den Feind auf. Dieser zieht sich zurück, gibt auf, löst sich auf!

So einfach war das also! Ist es so einfach?

Grenzenloses Wohlfühl erfasst mich, Lebensfreude steigt von meinem Bauch in meine Augen, Hoffnung ist geboren. Der Flecken auf dem Tisch ist besiegt. Und derjenige auf der Stirne?

Das Abendessen verläuft reibungslos, ohne ein Wort, nur mit dem Geräusch der Essgeräte, die aneinanderstossen. Manchmal ein Miauen von Pascha, der grünäugigen Katze. Sie streicht unter dem Tisch um meine Beine, spielt diese Zärtlichkeit aus, um einen Happen zu bekommen. Ich würde ihr gerne meinen Fisch zuwerfen. Héléne wird das nie zulassen, dennoch stecke ich ihr einen Bissen zu.

– Daniiiiiee!

Das war zuviel. Héléne packt Pascha am Nackenfell, bringt sie in den Garten hinaus und kommt zurück, sich über die weissen, über die Teppiche verstreuten Haare und über Paschas fortgeschrittenes Alter beklagend und sagt zu meinem Vater:

– Gott sei Dank wird der Tierarzt sie morgen früh einschläfern.

– Nein!

Mein Protest ist vergeblich, Héléne ändert ihre Meinung nie. Sie hat sich entschlossen, Pascha zu töten, also wird Pascha sterben! Sie duldet meine Auflehnung nicht, befiehlt mir zu schweigen, hat keinen Erfolg, jagt mich vom Tisch. Ich verlasse die beiden voller Wut, schnell atmend, die Sinne verwirrt. Ein einziger Gedanke verfolgt mich: mich des Dachbodenschlüssels zu bemächtigen, der in der Tasche der Schürze liegt, die an der Wand aufgehängt ist. Pascha zu finden, sie mitzunehmen...

In meine Armbeuge ganz an meinen Körper geschmiegt, schnurrt Pascha, und ich öffne die Dachbodentür. Eden tut sich auf, dunkel und warm, weich gepolstert, sinnlich und einladend; wir betreten einen mütterlichen Schoss. Eine zarte Sicherheit und die Behaglichkeit der Ruhe begleiten uns bis zum Spiegel. Ich setze mich so davor, dass ich ihn berühren kann.

Pascha ist ruhig. Wir sind zusammen, alles ist einfach, wir leiden nicht. Ich halte sie fest an mich gedrückt. Eine letzte Liebkosung, und ich nehme den blauen Wischlappen. Sanft streichelt seine Kühle unser Bild. Meine Stirne, mein Flecken, der obere Teil meines Kopfes sind ausgewischt. Plötzlich erfasst diese Kühle den Rest meines Körpers, und Pascha verschwindet. Ihre Augen werden nicht mehr getötet, meine nicht mehr gehasst. Es bleibt nur noch meine Hand zu beseitigen und dann den Bauch zu zerstören.

Die Pfote ist niedergelegt, meine Hand nimmt ein Streichholz, der Funke springt über, der Spiegel erstrahlt. Alles wird Asche werden. Meine Hand fängt an zu brennen, sie existiert nicht mehr, der Bauch ist vernichtet.

Aus dem Französischen von Andrea Hunziker

*** Ania Carmel, geboren 1959 in Fribourg, lebt in der Nähe von Zürich.
Sie schrieb diesen Text 1987.**